

„Katastrophen machen – im besten Fall – klüger“

Soziologe Marcel Schütz über den **Umgang mit Sturmfluten, Hochwasser** und anderen drastischen Naturphänomenen.

Oliver Tobolewski-Zarina

Die Natur zeigt uns immer wieder ihre Stärke – und wirbelt unser modernes, durchgetaktetes Leben durcheinander. Der Gesellschafts- und Organisationsforscher Marcel Schütz erklärt im Gespräch, warum unser Umgang mit Naturkatastrophen ambivalent ist und wir uns an einige Naturereignisse mehr erinnern als an andere.

Herr Schütz, Sie wohnen im niedersächsischen Oldenburg. Derzeit ist dort etwas Ruhe eingekehrt, aber dennoch: Wie gehen die Menschen mit andauerndem Hochwasser um?

Die Hochwasserproblematik ist zuletzt abgeebbt, die Stadt hat Entwarnung gegeben. Es gab Dauerfrost und wenig Niederschlag.

Wir haben die Natur so geformt, dass sie zu unserer Welt passt. Was passiert mit uns als Gesellschaft, wenn die Natur wieder ihre brachiale Kraft zeigt? Wir fühlen uns eigentümlich überrascht, wenn die Erde aufgeht, wenn es hin und wieder noch starke Wintereinbrüche oder ein Hochwasser gibt und wenn Stürme aufziehen. All das ist durch Technisierung weitgehend aus unserem Erfahrungshorizont gewichen – umso drastischer ist es, wenn plötzlich solche natürlichen Ereignisse eintreten. Sie verdrängen dann andere Themen und beanspruchen Sonder-sendungen.

Unser Umgang mit Naturkatastrophen ist ein bisschen seltsam. Sie faszinieren uns, aber die Faszination ist zugleich auch schambehaftet. Warum gehen wir damit so ambivalent um?

Keiner möchte sich am Leid eines anderen berauschen. Naturunglücke wie auch große technische Unglücke können in kurzer Zeit zu einer erheblichen Zahl an Opfern führen. Sobald es um Leib und Leben geht, steigt die Aufmerksamkeit, die



Land unter in Flensburg bei der Ostsee-Sturmflut im Herbst.

Foto: Michael Staudt

wir danach richten, welche sozialen Konsequenzen sich ergeben. Es gibt aber auch ein Informationsbedürfnis. Wir wollen verstehen, wie es zu dieser Katastrophe gekommen ist; warum der Tsunami derartige Wellen schlug, weshalb es so schwer ist, manche Naturphänomene vorherzusehen. Und natürlich gibt es auch so etwas wie eine Faszination mit Blick auf die Natur selbst. Naturphänomene führen uns vor Augen, dass wir – trotz aller Modernität – immer noch in einer Welt leben, die nach archaischen Prinzipien funktioniert. Naturgewalten nötigen uns Respekt ab. Und manchmal gibt es auch die Ästhetik der Naturgewalt – wir erinnern uns daran, wie wir zusammengedrückt sind und der Natur auch etwas Ansprechendes abgewinnen konnten. Zum Beispiel blicken wir dann sanft auf eine tiefverschneite Landschaft nach einem Schneesturm, der Menschenleben gekostet hat.

Damit spielen Sie auf die Schneekatastrophe 1978/79 an.

Gerade in Schleswig-Holstein sehr erinnerlich, ja.

Eine Katastrophe, um die sich viele Mythen ranken. In der Rückschau wird es schaurig-schön dargestellt. Aber andere Katastrophen scheinen im kollektiven Gedächtnis eine weniger große Rolle zu spielen – woran liegt das? Woran machen wir fest, an welche Katastrophe wir uns erinnern?

Es ist die Exzeptionalität – also wie außergewöhnlich ein Ereignis ist. In der norddeutschen Tiefebene sind über Monate meterhoch verschneite Landschaften etwas, was im Jahrhundert vielleicht einmal auftritt. Ein echter Jahrhundertwinter – Panzer fahren über Autobahnen, Menschen müssen mit Hubschraubern aus ihren Dörfern gerettet werden. Das ist gerade in unserer heutigen Zeit noch etwas ganz Besonderes. Das Ausmaß, die Drastik, das so völlig Ungewohnte und die Folgen sind mit Blick auf die Geschichten, die erzählt werden können, entscheidend. Dann gerät es auch zu einer Referenz, die haften bleibt im kollektiven Gedächtnis. Wenn etwas nur lokal stattfindet, dann hat es oft keine guten Aussichten, dass es über sehr lange Zeit und über weite Distanzen erinnert wird,

es sei denn, es handelt sich um etwas sehr Drastisches.

Wie war es zuletzt beim Hochwasser?

Da sah man erst einmal Menschen an Deichen stehen, das Wasser war überhaupt nicht aufgewühlt. Es regnete. Man konnte fast den Eindruck haben, dass das gar nicht so schlimm war. Dass der Deich jederzeit brechen und ganze Wohnviertel fluten könnte, bildet sich mit dieser Situation nicht unbedingt sichtbar ab.

Ist dann der meterhohe Schnee ein größerer Einschnitt als der zu brechen drohende Deich?

Ja, sicherlich. Die Ausmaße einer solchen Schnee- und Eiskatastrophe können enorm sein: kein Strom, verendetes Vieh auf dem Hof, erfrierende Menschen. Während sich eine Hochwassersituation heute so darstellt, dass die Betroffenen Tage vorher mitgeteilt bekommen, dass sie schon einmal die Sachen packen sollen und sie sich auf eine Evakuierung einstellen müssen. Auch in Oldenburg wurde dies gemacht. Am Ende haben einige ihre Häuser verlassen. Aber es war eine geplante und organisierte Rettung – und Rettung ist eigentlich zu groß angesetzt. Es war eine Vorsichtsmaßnahme. Das ist etwas, womit man umgehen kann. Das Hochwasser hat noch nicht unbedingt den Charakter einer Katastrophe.

Und der wäre?

Die Katastrophe erfordert, dass man zeitlich und in seinen Möglichkeiten derart beschränkt ist, dass man zunächst einmal nur akute Rettungsmaßnahmen unternehmen kann; man in Kauf nehmen muss, dass möglicherweise nicht alle gerettet werden können. Hochwasser ist absehbarer. Das Wasser steigt langsam. Bei einer Sturmflut beispielsweise könnte das ganz anders aussehen, wenn man an die von 1962 in Hamburg oder an die Ahrtalflut denkt.

Die Sturmflut im Oktober an der Ostsee war für die Verhältnisse dort ebenfalls bedrohlich.

In diesen Situationen muss schnell gehandelt werden. Wenn die Lage unterschätzt wird, wie im Ahrtal, dann hat man auch extreme Opferzahlen zu beklagen. Das ist aber etwas, was uns Menschen vor Augen führt, dass es immer noch zu Situationen kommen kann, in denen wir uns nicht des Schutzes von staatlichen Stellen gewiss fühlen dürfen und können. Auch staatliche Dienste können versagen; können am Ende möglicherweise nicht ordnungsgemäß und rechtzeitig gehandelt,

können betroffene Gebiete in ihrer Gefährdung nicht richtig eingeschätzt haben. Mit Katastrophen steigt aber auch die Sensibilität dafür, dass man etwas anders machen muss. So entstehen im Ahrtal jetzt auch klügere Konzepte, wie etwaige künftige Fluten nicht mehr zu solchen enormen Schäden führen.



Marcel Schütz

Marcel Schütz hat die Stiftungs- und Forschungsprofessur für Organisation und Management an der NBS Northern Business School in Hamburg inne. Seine Arbeitsschwerpunkte bilden die soziologische Organisations- und Gesellschaftsforschung.

Führen Naturkatastrophen uns und den Menschen vor Ort den Klimawandel vor Augen und machen ihn greifbarer? Inwieweit beeinflusst das das Verhalten oder eben auch nicht?

Es entstehen Lerneffekte. Katastrophen machen – im besten Fall – klüger, weil sie Anpassungen und Resilienz ermöglichen. Risiken müssen sich erst als solche darstellen.

Haben die Erinnerungen an diese Naturgewalten und Katastrophen einen Einfluss auf diesen Lerneffekt? In der jüngeren Vergangenheit gab es mehrere Hochwasser, doch nach wie vor ist der Schutz davor nicht überall ausreichend.

Das kann auch damit zusammenhängen, dass die Ressourcen, die dafür eingesetzt werden, beträchtlich sind. Viele dieser Anpassungen dauern. Im Ahrtal sieht man, dass es noch dauern kann, bis alle Maßnahmen umgesetzt sind. Es kann immer mal auch so sein, dass Vergesslichkeit einsetzt. Erinnerung ist das eine, die Katastrophe, die ein Mythos hervorbringt, das andere. Man weiß, wie man Hochwasserschutz machen sollte, ob er dann wirklich an jeder Stelle so durchgeführt wird und ob alle Risiken bedacht wurden, ist

auch eine Frage der örtlichen Bewertung.

Erinnerung und Lerneffekt gehen also nicht immer Hand in Hand.

Nein, es ergibt sich keine Konsequenz daraus, dass eine Katastrophe stets zu einer Verbesserung führt. Grundsätzlich gilt: Je drastischer das Unglück ausfällt, desto größer ist die Chance auf gute Lerneffekte. Das Ausmaß und die Opferzahlen sind leider immer die stärksten Motivatoren, dass sich etwas grundsätzlich ändert und der öffentliche Druck steigt.

Warum sind wir eigentlich in solchen Zeiten sozialer und halten mehr zusammen?

Das pro-soziale Verhalten ist der Notlage geschuldet. Jede Katastrophe könnte mich selbst betreffen und da gibt es zwei Prinzipien des Handelns: Gut, dass ich nicht betroffen bin – und damit ist es abgehakt. Ich kann mir aber auch vor Augen führen, dass in einem anderen Fall nicht mein Nachbar derjenige ist, der leiden muss und Hilfe braucht, sondern ich es bin und ich Hilfe brauche. Das geht nicht kalt an einem vorbei und ist der Grund für pro-soziales Verhalten: Viele Leute spenden, einige helfen am Unglücksort selbst oder unterstützen anderweitig. Die Rettungskräfte haben dann eher das Problem, ein System in die Hilfe zu bekommen. Jede gute Rettungsmaßnahme erfordert auch organisatorische Planung. Wenn alle nur noch Essen und Decken bringen, dann hilft das auch nicht.

Es sind ja oftmals viele: THW, Feuerwehr, Landwirte und andere Ehrenamtliche arbeiten zusammen. Welche Bedeutung hat dies für unser Gemeinwesen?

Wenn es zu einer Katastrophe kommt, helfen die besten Planungen und Vorbereitungen nichts, wenn man nicht örtlich eine Unterstützungsstruktur schaffen kann, die geeignet ist, schnell die Bewältigung der Lage zu gewährleisten. Wir nennen das Interorganisation – die Abstimmung ganz verschiedener Dienste, die sich auf solche Unglücksfälle durch Übungen vorbereitet haben. Aber in der konkreten Situation ergibt sich eine Lage, die man mit besten Übungen nicht herstellen kann. Das bedeutet: Man braucht ein Konzept, wie man im Fall des Falles die Dienste aufeinander abstimmt und wie man weitere Unterstützung darin einbettet. Ein Krisenstab hat genau diese Funktion – er koordiniert und moderiert die verschiedenen Dienste, er führt aber auch. Ein Krisenstab muss Prioritäten setzen und die Helfer steuern.